

ICHERLEBNIS UND GEMEINSCHAFTSERLEBEN IN DER DEUTSCHEN DICHTUNG DER GEGENWART

VON MARIANNE SIEVERS

Wohl in keinem der vergangenen Jahrzehnte ist die Frage nach dem Stand der modernen deutschen Literatur eine so umstrittene gewesen wie in der unmittelbaren Gegenwart. Immer liess sich dabei ein weiter Raum umfassen, eine kontinuierliche Entwicklung war zu übersehen.

Fragen wir heute nach der gegenwärtigen Dichtung, blicken wir auf ein klar abgegrenztes Feld. Die Abgrenzung ergibt sich nicht durch zeitliche Einschnitte. Entscheidend für sie ist die Haltung zu den Fragen des gesamtvölkischen Daseins.

Die heutige Erkenntnis, dass die Dichtung nicht in einem Bezirk für sich lebt, sondern mitten im Kampf unserer Tage zu stehen hat, unterscheidet sie von der Literatur der Jahre, die zeitlich gesehen, dicht hinter uns liegen, die damit also einen Anspruch erheben könnte, in diese Betrachtung miteinbezogen zu werden.

Wesentlich für die Beurteilung jeder Dichtung ist die Frage nach dem Grund, dem sie entwächst. Gerade in der Dichtung der letzten Jahrzehnte wird diese Frage von den Dichtern selbst immer wieder aufgeworfen: E. G. Kolbenheyer verfolgt in Aufsätzen und Vorträgen die Bewegungen der Zeit, um die Forderung nach einer Dichtung zu stellen, „die ihren Gehalt vom Volk her und dem Anruf der Völker ihr Leben erhält“.

Ist der ganze Bereich unsres Lebens auch in Einzelwesen aufgelöst, so besteht darüber hinaus lebensnotwendig ein Anpassungszwang an den gesamten Lebensboden, um sich selbst behaupten zu können. Die Individualform ist also die Anpassungsform, die Bestand und Wachstum der Art unter den jeweiligen Lebensverhältnissen allein zu sichern befähigt ist (Kolbenheyer). Bildet für den einzelnen Menschen Familie und Sippe den Halt, der ihm erhöhte Sicherheit des Handelns gibt, so ist das Volk wieder für die einzelnen Gruppen und Gemeinschaften der grössere Verband, der ihnen eine Existenz ermöglicht. Das Mass nun, in

dem der einzelne zu seinem Volk gehört, wird bestimmt durch die Leistung, die er imstande ist, für dessen Bestehen und Wohlergehen aufzubringen. Nur die Leistung des Individuums sichert den Fortbestand des Ganzen. Die Spannung zwischen Ich und Gemeinschaft ist das Moment, aus dem die Tat erwächst, die Tat auf politischem Gebiet, der Dienst auf literarischem und künstlerischem.

Diese Feststellung Kolbenheyers, dass Dichtung die Spannung zwischen dem Icherlebnis und dem Gemeinschaftserlebnis voraussetzt, erhellt zugleich die Abseitigkeit des grössten Kreises der Literatur der vergangenen Jahre.

Werfen wir einen Blick in eine der grossen Literaturgeschichten, der „Geschichte der deutschen Literatur“ von Paul Wiegler. Schon die Gliederung der letzten Literaturperioden zeigt das Fehlen jeden Massstabes für die Beurteilung. Wir lesen: Prosa der Unzeitgemässen (zu der bemerkenswerter Weise *Binding* und *Wilhelm Schäfer* gerechnet werden) Romane der Fremde, Romane der Natur (hierher gehört *Hans Grimm* mit vier Zeilen), — Neue Vertiefung, Kriegsromane (wobei *Hans Carossa*, *Remarque*, *Ludwig Renn* abgehandelt werden). *Werfel* wird der Mozart der modernen Lyrik genannt, *Heinrich Mann* charakterisiert durch eine Beleuchtung seiner selbst anlässlich einer Stellungnahme zu den „*Buddenbrooks*“: „Ich ging, sobald ich konnte, nach Italien. Ja, eine Zeitlang glaubte ich zu Hause zu sein. Aber ich war es auch dort nicht. Und seit ich dies spürte, begann ich etwas zu können. Das Alleinstehen zwischen zwei Rassen stärkt die Schwachen, es macht ihn rücksichtslos, schwer beeinflussbar, versessen darauf, sich selbst eine kleine Welt und auch die Heimat hinzubauen, da er sonst nichts fände. Da nirgends Verwandte sind, entzieht man sich achselzuckend der üblichen Kontrolle. Da man nirgends Öffentlichkeit weiss mit völlig gleichen Instinkten, gelangt man dahin, sein Wirkungsbedürfnis einzuengen, es an einem Einzigem auszulassen. Wodurch es gewinnt an Heftigkeit. Man geht grelle Wege, legt das Viehische neben das Verträumte, Enthusiasmus neben Satire, koppelt Zärtlichkeit an Menschenfeindschaft. Nicht der Kitzel der anderen ist das Ziel: wo wären denn die andern? Sondern man schafft Sensationen für einen Einzigen!“

Gerade die letzten Sätze zeigen mit krasser Deutlichkeit die Unwichtigkeit der zeitlichen Nähe dieser Literatur zu der der Gegenwart. Es ging um ein blosses Projizieren eigener krankhafter Vorstellungen ohne jede Bindung in einen leeren, blutlosen Raum. Der Mensch war der „andere“ schlechthin. Es war eine Literatur ohne Verpflichtung, wie sie aus der Erkenntnis der Zusammengehörigkeit von Ich und Volk den Heutigen erwächst.

Mit dieser Abgrenzung der Dichtung weitet sich andererseits wieder der Zeitraum, den wir der Dichtung der Gegenwart zuerteilen. Er weitet sich bis zum Jahre 1914, wo das völkische Erleben in seiner heutigen festen Form aufbricht und um Gestalt zu ringen beginnt.

August 1914.: Und wir? Blühen in Eines zusammen
in ein neues Geschöpf, das er tödlich belebt.
So auch bin ich nicht mehr; aus dem gemeinsamen Herzen
schlägt das meine den Schlag und der gemeinsame Mund
bricht den meinigen auf.

Es wird erstaunen, dass diese Sätze aus dem August 1914 von einem Dichter stammen, dessen Isolierung und bewusste Vereinzelung ihn und eine ganze Reihe charakterisieren: Rainer Maria *Rilke*. Hier zeigt sich der Lebenswille eines Einzelnen zwangsweise dem völkischen Gesamtleben untergeordnet durch das Gefühl nationaler Erhabenheit, das damals alle mitriss.

Was sich in den Monaten stärkster Erschütterung für das deutsche Volk bei *Rilke* Bahn bricht, gilt auch für einen anderen Dichter, dessen tiefe Sorge um die Zukunft der Nation oft überdeckt ist durch den sentimentalischen Protest gegen die tatsächliche Entwicklung und eine Beschwörung der Renaissance alter Ideen und Glaubensinhalte, wobei sich dann der ganze Anspruch eines Reformators mit der Weltflucht eines artistischen Literaten verbindet: *Stefan George*. Doch in einer Zeit, die wie der Naturalismus den Kult der Hässlichkeit zu einer Verehrung aller Zersetzungserscheinungen und Persionen steigerte, kämpfte er um Zucht und Askese, um die Wiedereinführung der verlorenen sittlichen Werte und religiösen Bedingungen.

Als ein Spiegel der Nachkriegszeit, einer Welt ohne Glauben und innerer Sicherheit, steht die Dichtung *Paul Ernsts* vor uns. Er durchschaute als einer der ersten die ganze Hohlheit der wilhelminischen Epoche, schloss sich in dem Suchen nach neuen Grundfesten Demokratie und Marxismus an, ohne hier die fehlenden Werte zu finden. In seinen Dramen geht es um den einsamen, nach Gemeinschaft sich sehnen den Menschen, — all seine Werke zeigen ein Fragen und Rufen in den leeren Raum, in einem dichterischen Schicksal offenbart sich das Schicksal einer Nation, die kein Volk war, sondern nur ein Chaos von Einzelnen.

In denselben Jahren aber wird ein Buch geschrieben, das wie kein zweites bisher aus der Spannung zwischen Icherlebnis und Gemeinschaftsempfinden heraus entstanden ist: *Hans Grimms* „Volk ohne Raum“. Die Familie ist ihm das Glied in der Kette, durch das er zu seinem Volk gehört. Was dieses Buch soll, sagt er selbst: „Weder Buch

noch Wort sind jemals Taten. Buch und Wort sind nur Dienst; und wenn sie edle Kunst sind, dann führt dich ihr Dienst von Dir fort, aber nicht in Traum und Rausch und nicht in Spott, sondern in deine grösseren Verhältnisse und deine grössere Zugehörigkeit, die du hast und vor lauter Nähe verkanntest. Danach musst du selber anfangen, danach beginnt die Tat bei dir.“ Die Not der Enge, die das Kriegsende über das deutsche Volk brachte, zwingt ihn, dieses Buch zu schreiben, denn er weiss, dass sein Kind und sein Geschlecht und das deutsche Volk ein und dasselbe sind und ein Schicksal zu tragen haben. Man erinnere sich hierbei der Worte Heinrich Manns, um die ungeheure Kluft zu erkennen, die hier Literatur im zeitlich gleichen Raum trennt.

Die sich aus dem Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft ergebenden Spannungen, mit denen sich Kolbenheyer in seinen theoretischen Werken auseinandersetzt, sind das Problem, das seine grossen historischen Romane, „Amor Dei“, „Meister Joachim Pausewang“, die „Paracelsus“-Trilogie, „Das gottgelobte Herz“ erfüllt. „Wachsen, das ist alles, Gott in uns, Gott der Welten und der Himmel. Nit Werden noch Vergehen, nit Rennen noch Ruhe, kein totes Spiel, das in sich selbst zurückkehrt! Wachsen — vom Ich zum Selbst und weiter über das Selbst hinaus! Das ist Weltleben, das ist Gott.“ Die Gestalten seiner Werke leben in Schwellenzeiten, d. h. sie sind Erben einer übernommenen und weitergegebenen Kultur und ragen bereits in das Kommende hinein, mit dem sie sich auseinandersetzen ohne jede Rücksicht auf persönliche Dinge, nur ihrem Gewissen sich verpflichtend fühlend und ihrem Auftrag.

Gehören gerade die genannten Dichter mit einem grossen Teil ihrer Werke bereits in die Jahre vor 1933, so ist mit ihnen nur ein kleiner Kreis gezogen, in den hinein noch viele andere gehören. Ihnen allen gehört das Verdienst, Mahner und Wecker gewesen zu sein in einer Zeit, in der das Organ der literarischen Kritik, die Dichterakademie sich zumeist aus Fremdrassigen zusammensetzte und ihren bissigen Hohn ausgoss über die Dichter auf dem „platten Lande“. Gemeint war vor allem die Dichtung, die mit der Bewegung der „Heimatkunst“ in engem Zusammenhang stand, die gegen Individualismus und Intellektualismus aus dem Boden der Heimat ihre Kräfte zog, deren Vertreter in einer Zeit, der die sittlichen Masstäbe verloren gegangen waren, versuchten, ein neues deutsches Lebensziel dichterisch zu gestalten.

Da ist vor allem Hans Carossa zu nennen. Alle seine Bücher sind im Grunde Selbstbiographien, in denen aber ihm, dem Arzt, das Persönliche und Zufällige aufgeht in einem grösseren Naturgesetz, wobei nicht zufällig an das Goethe-Wort „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“ erinnert wird. In einem engen, oft mystisch anmutenden Zusammen-

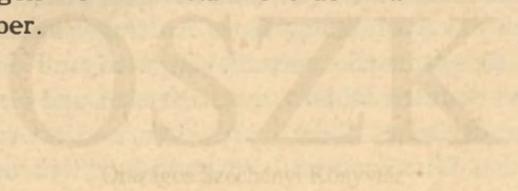
hang, leben seine Menschen mit ihrer Umgebung, mit Erde, Pflanzen, Tieren, Himmel und Gestirn, voll traumhafter Sicherheit des Gefühls, wie die Bauernmagd Creszenz, die ihr Leben freiwillig opfert für das Kind, das sie trägt. Dass der Mensch zu dem komme, was er eigentlich ist, ist für Carossa das Entscheidende. Dabei gilt ihm als Arzt und Dichter, in einer Welt, die das Schreckliche in allen Formen zeigt, Ausgleichlichkeit, Heiterkeit und Ruhe, Güte zu bewahren.

Neben dem Süddeutschen Carossa der ausgeprägt Norddeutsche *Griese*. Im Mittelpunkt seiner Dichtungen steht der bäuerliche Mensch, seine Familie, das Dorf. Festgeordnet sind hier die Lebenskreise. Die bestehenden sittlichen Werte haben tiefe Wurzeln, wie der Mensch dieser Landschaft und das Haus, das breit und in sich ruhend von ihm erbaut ist. In dem grossen Roman „Die Weissköpfe“ entwickelt er das Schicksal einer Sippe, über der ein Unstern steht. Allem Wissen und Ahnen darum zum Trotz, kämpfen sich Mann und Frau durch alle Widerstände hindurch, um schliesslich fern der Heimat in prometheischem Stolz sich eine Existenz zu gründen, die immer von neuem wieder verteidigt werden muss. Unbedingte innere Sicherheit zeigen Grieses Gestalten, so besonders der Knecht Karl Johann in der „Wagenburg“, der durch die Ausführung eines Auftrages seines Bauern jahrelang in fremde Kriegsdienste verschlagen wird und doch zum Schluss mit den ihm anvertrauten Gütern, zwei Pferden und einem Fuhrwagen, in sein mecklenburgisches Dorf zurückkehrt. Unberührt bleiben die Menschen von den Wirnissen und Fragwürdigkeiten der Zeit, die sich dem zur Qual steigern, der ohne Bindung an ein Ganzes lebt.

Die Wiederherstellung sittlicher Ordnungen zeigt sich nirgends vielleicht so deutlich wie an der Stellung der Frau, die nun nicht mehr wie in der Literatur der vergangenen Jahre nach ihren geschlechtlichen Reizen allein beurteilt wird, sondern Mutter ist. Aus tiefem eigenen Erleben heraus gestaltet Ina *Seidel* in dem „Wunschkind“ die Mutter, deren Sehnsucht nach einem Kind in der Nacht erfüllt wird, in der der erste Sohn stirbt und der Vater in den Feldzug gegen Frankreich 1792 hinaus muss, aus dem er nicht wiederkehrt. Engste Verbindung zwischen Mutter und Sohn bestimmt den Lebensweg des Wunschkindes. Handelt es sich in diesem Buch noch um die naturhafte Verbundenheit zweier Generationen, so schildert Ina Seidel in dem „Lennacker“ die Berührung eines jener jungen Deutschen, die, achtzehnjährig, in den Weltkrieg zogen und bei dessen Ende auf dem erschütterten Boden der Heimat standen, mit der Herkunftswelt der Vorfahren. In zwölf Bildern erwächst das Leben eines alten Pfarrergeschlechtes, hinter dem vier Jahrhunderte deutscher Kulturwelt Gestalt gewinnen. Das Bewusstsein

biologischer Zugehörigkeit zum Vergangenen zwingt den jungen Lennacker auch zur Auseinandersetzung mit ihren sittlichen Werten und Masstäben, wobei er als letzter Spross seiner immer im Dienst der Kirche gewesenen Ahnen stets von neuem auf die Frage nach dem Amt der Kirche und ihre Aufgabe stösst, ihrer Stellung bei der Bildung menschlicher Gemeinschaft, deren Wiederaufbau ihm das vordringlichste Anliegen nach dem Chaos des Weltkrieges zu sein scheint.

Das Bewusstsein, Glied zu sein in der Kette der Vorfahren, in dem Kreis des Volkes, verbindet die Dichtung unserer Tage untereinander und zeigt sie als Träger und Künder des Aufbauwillens, der das ganze schaffende Deutschland vereinigt. Wie keiner der vorangegangenen Kriege fordert das heute sich offenbarende Völkerringen alle daran Beteiligten auf, sich Rechenschaft abzulegen über den Wert erreichter kultureller Leistungen, sittlicher Masstäbe und Gesetze. Der Ruf *Walther von der Vogelweides*, — der Dichter soll mit dem Volke gehen, — ist von den Heutigen verstanden und gehört: inmitten einer wankenden und in ihren Grundfesten erschütterten Welt sind sie die Bewahrer des tiefsten unzerstörbaren Lebensgehaltes, der Gemeinschaft, und tragen sie als Fundament des Aufbaues in die kommende neue Zeit hinüber.





Das neuerschlossene ungarische Reitergrab aus der Landnahmezeit in Kolozsvár (Klausenburg)

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár